

ANNELI JORDAHL

DIE
TÖCHTER
DES
BÄRENJÄGERS

ROMAN

A landscape photograph of a bear in a field near a pond at sunset. The bear is in the middle ground, facing right. The foreground is filled with tall, dry grasses. The background is a dense forest of trees. The sky is a mix of orange, pink, and blue, with some clouds. The overall mood is serene and natural.

HOFFMANN UND CAMPE



ANNELI JORDAHL

**DIE
TÖCHTER
DES
BÄRENJÄGERS**

ROMAN

Aus dem Schwedischen
von Nina Hoyer

HOFFMANN UND CAMPE

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Björnjägarens döttrar bei Norstedts, Stockholm.

Der Verlag dankt dem Kulturrådet / Swedish Arts Council
für die Förderung der Übersetzung.

Das dritte Motto auf S. 5 ist entnommen aus:
Aleksis Kivi, *Sieben Brüder. Eine Erzählung*, übersetzt von Gisbert Jänicke,
© 2014 Jung und Jung, Salzburg und Wien.

1. Auflage 2023

Björnjägarens döttrar

Copyright © Anneli Jordahl, first published by Norstedts, Sweden, in 2022

Published by agreement with Norstedts Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © wilhem typo grafisch

Umschlagabbildung: © Ondrej Prosicky Shutterstock

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond LT

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01640-6


HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

solange du nur einen Wald und
einen Wasserlauf um dich herum hast
kommst du schon an Nahrung!

SARA LIDMAN in *Kropp och själ*

Wer also zur Kenntnis der Natur gelangen will,
übe seinen sittlichen Sinn,
handle und bilde dem edlen Kerne seines Innern gemäß,
und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen.

NOVALIS in *Die Lehrlinge zu Sais*

Nackt und glühend heiß
gingen sie von der Sauna in die Stube,
und ihre Körper waren rot wie
sonnenversengte Birkenrinde.

ALEKSIS KIVI in *Sieben Brüder*

DER BAUERNHOF

Sie fielen sofort auf. Zwar sahen sie von Weitem beim Verkauf von Brennholz, Pilzen und getrocknetem Hasenfleisch aus wie alle anderen. Meist erschienen sie zu zweit oder zu dritt auf den Märkten, gekleidet in Flanellhemden und schwarze Lederjacken. Kam man jedoch näher, war es ihr Geruch, der hervorstach und sich einem aufdrängte. Eine Mischung aus Baumharz, Schweiß und ungewaschenem Unterleib.

Mein Blick richtete sich auf ihre Jackenrücken; ein von Hand gemaltes Raubtierauge, darüber ein Gewehr. Unter dem Auge die Sieben als römisches Zahlzeichen. Ich schaute mir die Mädchen genauer an. Ob diese hier Drillinge waren? Sie sahen gleich aus: eine breite Stirn und rotbraunes zottiges Haar, das keinen Friseur kannte. Nein, eine unterschied sich von den anderen dadurch, dass ihre Nase im Profil betrachtet deformiert wirkte – vermutlich infolge einer Erfrierung.

Der Marktplatz war an diesem Tag von munterem Stimmengewirr erfüllt; ein Gemüseverkäufer erklärte seinen skeptischen Kunden gerade, dass Garten-Senfrauke tatsächlich dasselbe wie Rucola sei. Ein junges Paar erkundigte sich am Stand der örtlichen Bäckerei nach der Backweise des beliebten Rindensbrot – eine Spezialität, die von den Älteren verschmäht wurde, davon hatten sie im Krieg nun wirklich genug gehabt!

Ich konnte den Blick nicht von den drei Schwestern wenden. Sie zogen mich an, so diskret wie möglich umkreiste ich ihren Stand. Notierte ihre groben, von Kratzern und Wunden übersäten Hände, ihre langen Finger und die Schmutzränder unter

den Nägeln, als sie ihren Kunden Pilze in Papiertüten reichten. Wie viele eingefleischte Tierfreunde aus der Stadt sie mittlerweile wohl als Kunden verprellt hatten, indem sie ihren Stand mit glänzenden Schwänzen frisch erlegter Tiere schmückten?

Jetzt ließen die Schwestern Fuchsschwänze vor der Menschenschar baumeln, um gleich darauf ihren Nutzen zu demonstrieren: Sie hängten sie sich um die Hüften und ließen sie obszön schwingen. Die Männer, die heute von ihren Frauen zum Marktbesuch überredet worden waren, machten amüsierte Mienen, die offenbarten, dass dieser Ausflug ihnen doch nicht so reizlos schien wie zunächst erwartet.

Auf den krakelig geschriebenen Verkaufstafeln der Mädchen wimmelte es vor Rechtschreibfehlern, als hätten sie eine Siebenjährige dafür angeheuert. *Bären fleisch. Süß Walthimbeeren.* Ich fotografierte die Mädchen aus einigem Abstand, als sie Bärenfelle auf den Marktstand legten, und richtete den Fokus auf die Glut; die von Hand gedrehten, dünnen Zigaretten wippten in ihren Mundwinkeln. Manchmal zogen sie so lange an der Kippe, dass sie sich die Lippen verbrannt haben mussten. Ich näherte mich ihrem Stand und lugte zwischen zwei breitschultrigen Männern hindurch, die von den Händlerinnen bestätigt haben wollten, dass die Bärenbestände in den letzten Jahren gewachsen seien. Als ich die Mädchen fragte, wie viel sie für das Holz nehmen würden und ob man bei ihnen mit Karte zahlen könne, wurde mir unwirsch mitgeteilt, dass sie nur Bargeld akzeptierten, wobei sie ihre dunkelbraunen Augen nicht von den behaarten Armen der Männer abwandten. Die Scheine und Münzen, die sie nach jedem Geschäft kassierten, verschnürten sie in einem braunen Lederbeutel. Sobald ihre Waren ausverkauft waren, zogen sie ihre Flachmänner hervor und tranken ein paar Schlucke daraus, wobei sie theatralisch das Gesicht verzogen. Die Zuschauer lachten. Es wurde zu einer richtigen Showeinlage.

Manchmal boten sie den Männern in der ersten Reihe einen Schluck an. Um den Stand der Schwestern scharten sich immer die meisten Kunden, und es herrschte ein hoher Lärmpegel: Auch heute ertönten wieder Piffe und Applaus. Schließlich stand ich direkt neben den breitschultrigen Männern und hob die Kamera, um das Foto des Jahres zu schießen, den Fokus auf die Narbe eines der Mädchen gerichtet, die in Form eines Regenwurms vom Augen- bis zum Mundwinkel verlief. Im Nu schlug die gerade noch ausgelassene Stimmung in Feindseligkeit um. Zwei Schwestern sahen auf, ihre Blicke hefteten sich jäh auf mein Gesicht. Meine Erinnerung an diesen Moment läuft stets wie in Zeitlupe vor meinem inneren Auge ab: wie ihre Pupillen schwarz wurden, wie aus Flirt Feindseligkeit wurde. Vier düster klaffende Löcher richteten sich auf mich. Das Mädchen mit der Narbe ließ demonstrativ einen Finger über ihre Kehle gleiten. Meine Beine zitterten, mein Herz wummerte, weshalb hatte ich sie nicht um Erlaubnis gefragt? Das tat ich sonst immer, bevor ich andere fotografierte. Ich schraubte den Objektivdeckel auf die Linse und hängte mir die Kamera über die Schulter. Die Mädchen widmeten sich wieder der Belustigung ihres Publikums und tranken den allerletzten Tropfen Schnaps. Ohne dass ich danach gefragt hätte, wurde mir der letzte Fuchsschwanz zu einem extrem günstigen Preis angeboten. Das Narbenmädchen schlenkerte ihn demonstrativ vor meinem Gesicht hin und her. Die unsichtbare, aber spürbar knisternde Energie der Händlerinnen sprang auf mich über, und zu meinem eigenen Erstaunen legte ich mit bebender Hand einen Schein hin.

Ich weiß nicht, wie oft ich sie so beobachtet habe. Die Frage, wie ihr Leben wohl aussah, ließ mich nicht los. Sie gingen mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Was sie wohl zum Frühstück aßen? Was taten sie, wenn sie einmal Zahnschmerzen hatten? Ich kaufte mir ein Notizbuch und schrieb meine Beobachtun-

gen auf; wenn man mit der Hand schreibt, werden die Worte erst richtig wahr. Mit der Zeit fand ich mehr über die Mädchen heraus, indem ich Bekannte und verschiedene Leute aus der Stadt über sie befragte. Ich erstand ein weiteres Schreibheft und fuhr ein wenig besessen fort, erkundigte mich bei Angestellten in verschiedenen Instanzen der Gemeindeverwaltung nach ihnen. Was wussten sie über die Schwestern? Die Antworten der Leute waren widersprüchlich.

Ein paar traurige Gestalten, die mit der Gesellschaft nicht klarkämen, erwiderten die meisten. Um Himmels willen, ohne Fernseher, Computer oder Handy seien sie aufgewachsen! Hätten in den letzten zehn Jahren nicht einmal ein Telefon gehabt. Könnten vermutlich kaum lesen, weil sie nie eine Schule besucht hatten. Es kursierten Gerüchte: Demnach hatte eine Lehrerin (die ihre Anstellung verlor, nachdem sie einen Schüler mit dem Messer bedroht habe) einen gewissen Draht zu ihnen finden und das Vertrauen der Schwestern insoweit gewinnen können, als die jüngste zumindest eine Schulbibel angenommen hatte. Ein wissbegieriges Mädchen, flink im Kopf. Aber sie brach, nachdem sie die Kunst des Lesens gelernt hatte, den Kontakt zur Lehrerin ab, und diese konnte das Mädchen danach nicht mehr erreichen.

Ja, ja, zweifellos sei alles so richtig den Bach runtergegangen, seitdem die Mädchen sich um den verstümmelten Leichnam ihres Vaters gekümmert hätten, meinten einige. Ein Bär hatte ihn getötet. Ein scheußlicher Anblick müsse das gewesen sein: Das Tier habe schwer verletzt, aber noch lebend neben dem toten Jäger gelegen, Blut sei ihm aus dem Maul geströmt. Der schrecklich zugerichtete Körper des Mannes und sein entstelltes Gesicht zeugten von einem grauenhaften, erbitterten Kampf. Die älteste Tochter habe den Bären dann erschossen und ihn so von einem langen Leiden erlöst.

Der Vater hatte sich einen Ruf als geschickter Bärenjäger erworben. Viele bewunderten ihn für seine Ausdauer: Welch lange Wanderungen durch die tiefen Wälder er auf sich nahm, schleppte er doch einiges an Übergewicht mit sich herum und sei mit den Jahren immer beliebter geworden. Die wenigen Leute, die ihn bei der Jagd hatten beobachten können, meinten, dass er dennoch leichtfüßig wie ein Orientierungsläufer über Wurzeln, Stock und Steine gesprungen sei. Irgendwann aber sei dem Mann sein Ruhm zum Verhängnis geworden. Er wurde der Wilderei bezichtigt, und die Polizei suchte ihn mehrmals auf, aber er fand sich nie zu den Gerichtsverhandlungen ein. Das älteste Mädchen sei zu jener Zeit in die Schule gekommen, aber die Eltern hätten es einfach wieder abgemeldet, tja, so war das. Von da an habe die ganze Familie jeden sozialen Kontakt vermieden. Die Nachbarin, die Witwe Niskanpää, deren Hof zehn Kilometer von dem der Familie entfernt lag, übernahm einige Erledigungen für sie, so war es doch? Kaufte die nötigen Waren ein, füllte Benzinkanister und war bei Geburten behilflich, war sie doch von ihrer Mutter, einer Wildnissamariterin, angelernt worden. Ja, so erzählten die Leute.

Es wurde auch behauptet, der Vater der Mädchen habe sich vor seinem Tod manchmal vor wirklichen und eingebildeten Verfolgern im Wald versteckt. Sei vermutlich nachts heimgekommen und habe sich morgens wieder fortbegeben. Noch lange nach seinem Tod hätten seine Töchter in verfallenen Hütten und ausgedehnten Höhlen tief im Wald Spuren von ihm gefunden.

Die alleinerziehende Mutter und die trauernden Töchter seien nach der bestürzenden Todesnachricht nicht mehr miteinander ausgekommen, hieß es. Die Abneigung habe auf Gegenseitigkeit beruht, es sei zu Aggressionen gekommen, die wiederum führten zu noch mehr Gewalt. Nicht einmal Frau Niskanpää sei da noch ins Haus gelassen worden. Waldarbeiter hätten die

1 Schwestern abgemagert und blau geprügelte im Wald umherirren
2 gesehen.

3 Beim Begräbnis des Vaters dann, als Mutter Louhi, die Nach-
4 barin Niskanpää mit ihrem Sohn John und der Bruder der Mut-
5 ter, Veikko Huovinen, gemeinsam mit den sieben Töchtern Ab-
6 schied nahmen, sei Simone die Einzige von ihnen gewesen, die
7 die Hände zum Gebet faltete und alle Kirchenlieder auswendig
8 mitsang, erfuhr ich vom Pastor. Als die Mädchen der Reihe nach
9 mit einer Zichorienblüte zum Sarg gingen, habe keine von ihnen
10 geweint, auch wenn sie ihre tiefe Trauer nicht verhehlen konn-
11 ten. Die älteste Tochter Johanna hielt am längsten vor dem Sarg
12 inne, streichelte den Deckel und gab ein ersticktes Geräusch von
13 sich. Nach dem Ende der Zeremonie hatte der Pastor Johanna
14 und ihre Schwester Tanja beiseitegenommen und gesagt: *Macht*
15 *euch bewusst, dass ihr privilegiert seid. Ihr habt eine Mutter und*
16 *einen Hof. Ich habe im Lauf der Jahre von vaterlosen Kindern*
17 *gehört, die wie schmutzige Marder im Wald gehaust haben.*
18 *Da seid ihr besser dran.*

19 Doch diese mahnenden Worte hätten nichts gebracht, er-
20 zählte mir der Pastor, als ich später auf seine Einladung hin mit
21 meinem Notizbuch bei ihm auf dem Pfarrhof saß. Wie er mir
22 im Vertrauen erzählte, habe er nach dem Tod des Vaters einen
23 gewissen Kontakt zu der Mutter und einer der Töchter gehalten,
24 welche ihr Treffen jedoch vor dem Rest der Familie hätten ge-
25 heim halten wollen. Während dieser Zeit sei ein Stellungskrieg
26 zwischen der Mutter und ihren Töchtern entbrannt. Der Pfarrer
27 berichtete mir von Gewalttaten, und die lebhaften Gesten des
28 sonst so seelenruhigen Mannes unterstrichen, dass er ebenso
29 fasziniert von den sieben Schwestern war wie ich. Sie waren ein
30 Mysterium, das man von verschiedenen Seiten beleuchten konn-
31 te. Aber wann immer wir dachten, ihre erbärmliche Existenz zu
32 fassen bekommen zu haben, war es, als entwischten sie wieder.

1 Die Mutter habe ihren Nachkommen nicht länger beigestan-
2 den und von da an zeitweise dreißig Kilometer entfernt vom
3 Hof bei ihrem Bruder gelebt, teilte mir der Pastor weiter mit.
4 Als sie starb, habe sie sich daheim befunden; und so seien die
5 Mädchen in dem heruntergekommenen, von Schimmel befallenen
6 elterlichen Hof mit dem kaputten Dach allein ihrem Schick-
7 sal überlassen gewesen.

8 Will man das Leben der Töchter beschreiben, muss man sich
9 vieler Negationen bedienen, vieles war eben *nicht*. Rechnungen
10 beispielsweise waren *nicht* bezahlt, im Küchenofen hätten sich
11 Inkassoschreiben und Pfändungsandrohungen des Gerichts-
12 vollziehers getürmt.

13 Er habe die Mädchen aufgesucht und sie mit stoischer Geduld
14 dazu bewegen wollen, Haltung anzunehmen und sich um die
15 Beisetzung von Mutter Louhi zu kümmern, erzählte mir der
16 Pastor. Als er jedoch die große Bauernküche betrat, habe sich
17 ihm ein Anblick geboten, von dem er wusste, dass er ihn sein
18 Lebtage verfolgen würde: Die Verstorbene lag auf der Küchen-
19 bank. Putzeimer fingen Regentropfen auf. Berge von Tellern
20 mit eingetrockneter Hafergrütze und Makkaroni stapelten sich
21 auf der Spüle und in einer Ecke Pizzakartons vom Boden bis
22 zur Decke. Zwei Hühner trippelten auf dem Teppich aus Hun-
23 dehaaren umher, der den einst gewiss schönen Holzfußboden
24 aus breiten Dielen bedeckte.

25 Und ja, der dort vorherrschende Gestank wäre wohl noch
26 schlimmer gewesen, hätten in der Küche nicht behagliche
27 Schwaden von Pfeifen- und Zigarettenrauch gehangen. Sie
28 weckten in dem Pastor herrliche Erinnerungen an genussvolle
29 Züge, die er getan hatte, bevor er von Atembeschwerden heim-
30 gesucht worden war und ihm sein Arzt vermittelt hatte, wie ge-
31 sundheitsschädlich es wäre, weiterhin Rauch in seine angegriffe-
32 nen Lungen zu inhalieren.

Im Dämmerlicht seien sieben blasse Gesichter zu sehen gewesen, wirre braunrote Haarmähnen, die von Weitem wie ein Feld von wehendem Roten Straußgras aussehen konnten. Die Schwestern saßen am Küchentisch, in ihrer Mitte lag ein Gewehr. Der Pastor gab mir genauestens die Unterredung wieder, die er mit den Mädchen geführt hatte.

»Wo zum Teufel kommen Sie denn her?«, fuhr Tiina ihn an, als er in die Küche trat.

Simone war bedeutend höflicher: »Guten Tag auch, kommen Sie herein und nehmen Sie Platz. Möchten Sie eine North State? Wir haben welche von den verbotenen ergattert.«

Sie streckte dem Pastor eine grüne Zigarettenschachtel entgegen.

Begierig sah der Pfarrer sie an, sein Arm zuckte, aber er widerstand der Versuchung. Sein Blick fiel auf den Leichnam der Mutter. Ihre Miene war sanft, der Mund erstarrt in einem schwachen Lächeln. Die wenigen Male, die er sie zuvor getroffen hatte, war ihre Miene niedergeschlagen gewesen, ihr Körper gebeugt. Nun lächelte sie also ausnahmsweise einmal.

Milde streckte er den Schwestern die gewölbte Hand entgegen und sagte: »Ihr müsst eure Mutter in geweihter Erde beisetzen.«

Die Schwestern starrten einander wütend an. Zogen heftig an den Zigaretten.

Aune ergriff das Wort: »Wir werden sie in den Wald tragen, sie soll ihre letzte Ruhe am Moor finden. Der letzte Wunsch unsrer Mutter ist der erste, den wir ihr erfüllen wollen.«

»Dann müsst ihr sie kremieren lassen«, sagte der Pfarrer.

Johanna blies Rauch aus und sah ihn mit gerunzelter Stirn an: »Kremieren?«

»Den Leichnam verbrennen und die Asche verstreuen. Alles andere wäre ungesetzlich.«

»Übernehmen Sie das Verbrennen?«, fragte Tiina.

Der Pastor schüttelte den Kopf.

»Das tun die Leute, die solche Öfen betreiben.«

Johanna reagierte halsstarrig: »Wir verbrennen, wenn uns danach ist. Hier im Haus ist das unsre Sache.«

»Und ihr meint, das geht gut?«

Elga brach in schallendes Gelächter aus und sah den Pastor anerkennend an. Tiina funkelte sie an und begriff nicht, weshalb sie so feixte.

Johanna mischte sich ein: »Sie können den Leichnam ja morgen abholen, dann können wir uns noch von ihr verabschieden.«

»Um zehn. Danke für den Kaffee«, sagte der Pastor aus alter Gewohnheit und verließ eilig – und nach Kaffee lechzend – den schaurigen Hof.

Als er mir so den Dialog aus dem Gedächtnis wiedergab, wirkte er hochzufrieden über sein schauspielerisches Talent und sein detailliertes Erinnerungsvermögen, weshalb ich beschloss, meine Interviews künftig aufzuzeichnen. Die Dialoge sollten so authentisch und lebendig klingen wie möglich, den Rest müsste ich mir erdichten. Ich glaubte – und hoffte inständig –, wenigstens eine der Schwestern zu einer Zusammenarbeit mit mir bewegen zu können, damit sie mir von ihrem Leben erzählte. Als ich später eine von ihnen treffen durfte, war sie erstaunlich wortgewandt dafür, dass sie nie eine Schule besucht hatte, doch wie ich feststellte, hatte sie nichts Besonderes beizutragen. Nichts, das meine Geschichte wahrheitsgetreuer gemacht hätte. Ihr wisst schon, diese Einzelheiten, die einer Erzählung Leben einhauchen.

Inspiziert von den Schwestern trinke ich ein paar Porter, während ich so an meinem Schreibtisch sitze und meiner Phantasie freien Lauf lasse. Versuche, den Kern der Geschichte in einen mitreißenden Prolog zu gießen. Wie kann ich die körperliche

Gewalt, die Derbheit der Schwestern oder auch die Schönheit und Unberechenbarkeit der Natur in Worte fassen? Wie mit widersprüchlichen Angaben umgehen? Viele derer, die ich über sie befragt habe, haben mir ganz andere Sichtweisen vermittelt als jene Version von den Sorgenkindern. Sie haben bezeugt, dass die Mädchen zwielichtige Geschäfte trieben und völlig gewissenlos seien, so hartgesotten, dass sie nicht zögerten, zu roher Gewalt zu greifen, ja sogar zu töten, wenn sie sich bedroht fühlten. Sämtliche Leute, die ich gefragt habe, haben mich gewarnt und erzählt, wie geschickt sie im Umgang mit Schusswaffen seien – es werde sogar gemunkelt, dass sie zwei kolossale Hunde hätten ... Manche haben gar behauptet, die Bestien seien darauf abgerichtet, anzugreifen – und nach dem Schritt zu schnappen.

Weshalb hatte die Gemeinde irgendwann resigniert und die Schwestern aufgegeben? Die Antworten, die ich bekam, ähneln Legenden: Gerüchten zufolge seien zwei Sozialarbeiter, nachdem sie – nach dem Tod des Vaters, des Bärenjägers also – Kontakt zu den Mädchen aufgenommen hätten, von ihnen in einen Schuppen gesperrt worden, der als Schlachtraum diente. Dort sollen sie angekettet und mit mittelalterlichen Folterwerkzeugen traktiert worden sein. Es heißt, die Mädchen hätten sogar einen abgehackten Penis gegrillt und zum Abendessen verspeist.

Mittlerweile unternehmen die Behörden keine Anstrengungen mehr, die Schwestern dazu zu bewegen, sich in der Gemeinde wohnhaft zu melden. Damit haben sie den Verlust dringend benötigter Steuereinnahmen für diese von Abwanderung betroffene Gegend und mittellose Kleinstadt akzeptiert, deren Hauptstraße von leeren Ladenlokalen gesäumt wird.

Bisher konnten die Töchter des Bärenjägers die Schätze des Waldes unbehelligt auf den Märkten feilbieten. Warum? Vermutlich aus verschiedenen Gründen – eine gewisse Feigheit der

Entscheidungsträger spielt eine Rolle, Mitgefühl und die Tatsache, dass wir den Blick von den Schwestern aus Schaulust nicht abwenden können.

Leute erzählen mit leuchtenden Augen vom Leben der sieben Schwestern, blühen regelrecht auf dabei. Selten habe ich in dieser Kleinstadt Menschen so begeistert gesehen. Das Interesse an ihnen ist derartig groß, dass es dumm von mir wäre, ihre Lebensgeschichte nicht aufzuzeichnen und mir meinen größten Traum zu versagen – Schriftstellerin zu werden.

Will man Grundlegendes über einen Menschen erfahren, ist die Kindheit entscheidend. Wie kann man etwas über eine andere Person, ein anderes Lebewesen wissen, ohne die Eltern, die häusliche Umgebung und die gesellschaftliche Stellung der Familie zu kennen? Der Kindheit kannst du nicht entrinne, sie ist dir ein Leben lang auf den Fersen, schnappt mit den spitzen Zähnen eines Wolfsjungen nach dir. In manchen Lebensphasen blickt man zurück, und alles erscheint einem in hellem Licht, in anderen ist alles von abgrundtiefer Finsternis durchdrungen. Ihr versteht sicher, dass die Kinderjahre der Schwestern ein schwer zusammensetzendes Puzzle für mich waren, nachdem die Familie so isoliert lebte und der geliebte Onkel der Mädchen, der Seemann Veikko Huovinen – aus einer Ironie des Schicksals heraus ein Namensvetter des bekannten finnischen Autors –, nach meinem einzigen Gespräch über die Schwestern mit ihm verstarb. Der Bruder der Mutter galt als talentierter Geschichtenerzähler und wurde auf seine alten Tage alljährlich zum Kaffeeklatsch anlässlich des Treffens des Heimatvereins angeheuert.

Was ich als Hobbyethnologin mit Sicherheit über die ersten Lebensjahre der sieben Mädchen sagen kann? Nicht viel. Doch, dies: Ihre Welt war von Wald umgeben. Von hohen Kiefern und dichten Fichten. Zarten Birken mit kreideweißen Stämmen, die

bis dicht an den Hof reichten. Die tiefen Wälder waren ihr eigentliches Zuhause, nicht das Roggenfeld. Sie verabscheuten jeden Moment des Pflügens, Eggens, Säens und Erntens; jener Schuftereier, die sie mit den schweren Schritten, den geschwollenen Waden und der grimmigen Miene ihrer Mutter assoziierten.

Dachse hielten sich unbekümmert in der Nähe der Mädchen auf, wenn sie in Waldseen badeten, im Moor herumtollten oder ihren Durst mit klarem Bachwasser stillten. Die Tauben und die Eichhörnchen dagegen, wie auch die Otter und die Marder, lernten mit der Zeit, sich vor ihnen zu hüten.

Nun will ich euch aber endlich die Schwestern vorstellen. Sie lassen sich nicht als Typen charakterisieren – wie: die Mürrische, die Scheue, die Fröhliche und so weiter –, ziemlich menschen-scheu sind sie nämlich alle sieben. Und fröhlich sind sie, wenn sie hemmungslos Selbstgebrannten und selbstgebrautes Bier saufen. Was fürwahr häufiger geschieht. *Branntwein – der einzige weiße Wein von Wert!*, tönen sie im Chor, als wäre das ihr persönlicher Trinkspruch. Johanna skandiert immer am lautesten von allen, sie verträgt den meisten Alkohol, bis schließlich auch sie der Länge nach sturzbetrunken hinschlägt. Als Älteste der Geschwisterschar ist sie dieser Tage zwanzig geworden. Obwohl sie ein ziemlicher Schluckspecht ist, kann man sie dennoch als recht tüchtig und fürsorglich bezeichnen – wenn die Jüngeren sie auch für altklug, ja besserwisserisch halten. Sie hassen es, wenn sie predigt: *Jetzt machen wir das hier aber mal ordentlich, Mädels. Gemeinsam finden wir schon eine Lösung!* – zumal Johanna nicht sonderlich helle ist. Elga, die Jüngste und Scharfsinnigste der Schwesternschar, ließ sie das immer wieder auf schnippische und vorpubertär-nervige Art wissen. So gerieten die beiden häufig in Streit und lebten in ständiger Fehde miteinander. Ja, die Erst- und die Letztgeborene haben nie die bitter nötige Friedenspfeife geraucht.

Tanja und Aune sind sich nicht so ähnlich, wie man es bei ein-eiigen Zwillingen erwarten würde. Tanja ist die praktisch Ver-anlagte, Selbstsichere, während Aune ungeschickte Hände hat, in ihrer eigenen Gedankenwelt lebt und in der Tradition ihres Onkels Veikko Geschichten erzählt – selbst erfundene, aber auch bekannte Volksmärchen. Die anderen Zwillinge, Tiina und Laura, unterscheiden sich ebenfalls voneinander, aber ihre Unbe-holfenheit haben sie gemeinsam. Tiina ist zwar ausdauernd und stark wie ein Preisboxer, scheint allerdings motorische Beein-trächtigungen zu haben. Sie stellt sich oft tölpelhaft an, während die kurzsichtige Laura mit ihrer schlaftrunkenen Körpersprache auf eigenen Pfaden wandelt. Nachdem die Eltern das irdische Leben verlassen hatten, war Laura die stärkste treibende Kraft dahinter, in die Wildnis zu ziehen und den elterlichen Hof auf-zugeben. Sie hat eine so enge Beziehung zu Fichten, als wären diese ihre wahren Eltern.

Oh, einen Moment! Ich habe Simone vergessen. Sie ist die Einzige, die buchstäblich an Gott Vater und die Bibel glaubt. Die Einzige, die sich – heimlich – an die Mutter hielt. Die ande-ren sechs juckt es gewaltig, wenn Simone Gottesworte um sich herum verstreut und behauptet, Jesus und der Teufel höchstper-sönlich seien ihr erschienen. Dennoch hören sie alle gern Ge-schichten aus der Bibel – die ihnen wie grausige Märchen und wilde Abenteuererzählungen vorkommen –, in denen vor allem Frauen übel mitgespielt wird.

Über die Kindheit der Eltern gibt es nicht viel zu sagen. Sie litten Hunger und schufteten, seit sie zehn waren. Wie sich aus-gerechnet Heikki und Louhi kennenlernten und Lust bekamen, ihre nackten Körper aneinanderzureiben, ist den meisten Men-schen ein Rätsel. Und dass dies erwiesenermaßen mindestens fünfmal geschehen war, ein noch viel größeres. Doch werfen nicht die meisten Paarkonstellationen Fragen auf? Heikki und

Louhi teilten sich zwar ein Heim, verrichteten jedoch nichts harmonisch miteinander. Die Arbeiten auf dem kleinen Bauernhof mit Land- und Forstwirtschaft, Milchkühen auf der Weide und den Roggenfeldern in dem ertragreichen Tal waren streng zwischen ihnen aufgeteilt. Ohne die Töchter wäre ihr Dasein sehr still gewesen, doch das laute Gelächter und Gejohle der Mädchen schallte regelmäßig über die Baumwipfel, ja, ihr Geschrei war manchmal gar über zehn Kilometer weit zu hören, bis zum Busbahnhof am Rande der Stadt! Wie die Katzen balgten sie sich im Gras, wobei es so hart zuzuging, dass rote Haarbüschel in die Luft flogen und Blut aus den Nasen troff. Als der Sohn der Nachbarsfrau, John Niskanpää, noch daheim wohnte, schlich er häufig zum Hof der Schwestern und beobachtete sie im Unterholz verborgen durchs Fernglas. Johns Beobachtungen waren für meine Arbeit von unschätzbarem Wert.

Wann immer die Eltern sie dazu bewegen wollten, mit dem ohrenbetäubenden Geschrei aufzuhören, griff derselbe Trick wie bei Hunden: Ablenkung. Da konnte es geschehen, dass der Vater in der Diele das Gewehr von der Wand nahm und hinausging zu seinen sich prügelnden Töchtern – nur die jüngste beteiligte sich nicht, sie führte Buch und kürte die Siegerin. Er nahm die Kiefernwipfel ins Visier und traf ins Schwarze; ein Eichhörnchen fiel langsam von Ast zu Ast zu Boden. Daraufhin erhoben sich sechs vor Schweiß dampfende, lehmverschmierte Schwestern mit Beulen auf der Stirn und blutigen Kratzern an den Armen. Sie folgten dem Vater, rangen um den dichtesten Platz an seiner breiten Brust, seinem kräftigen Männerkörper, umarmten ihn innig vertraut, während er sanft die schmutzigen Mädchenleiber beiseiteschob, sich hinabbeugte und den Schwanz des toten Tieres packte, um den noch immer warmen Tierkadaver ins Sonnenlicht zu halten.

»Wenn es Krieg gibt oder irgendeine Seuche, dann könnt ihr

das hier essen. Viel Fleisch hat es nicht auf den Rippen, aber das Hirn des Eichhörnchens ist fett und schmackhaft.«

Die ihn umringenden Mädchen hörten ihm aufmerksam zu, sogen jede seiner Bewegungen in sich auf; ahmten alles nach, was ihr Vater tat, wie sieben junge Füchse. Nein, sechs. Laura lief wie üblich nebenher, hörte nur zerstreut zu, sah in den Himmel, als hätte sie etwas Interessantes in den Baumwipfeln erblickt, obwohl doch alles vor ihren Augen verschwommen war. War es wieder einmal Zeit für die Ausbildung der Töchter, rief er Laura mit einem Pfeifen herbei. Dann gehorchte sie träge und mit blasierter Miene. »Auf Eichhörnchen zu zielen ist eine gute Übung, mit ihnen ist es am schwersten. Eichhörnchen sitzen nie still.«

Ein jedes Mädchen musste daraufhin das Gewehr halten und den Kiefernast ins Visier nehmen, auf dem der Nager gesessen hatte, selbst die Kleinste sollte es versuchen. Beim Halten der schweren Waffe bekam sie Hilfe von ihrem Vater. »Ziele etwas tiefer«, sagte Heikki dann mit seiner ruhigen väterlichen Stimme, »sonst schießt du drüber weg. Aber auch nicht so tief, dass du den Körper pulverisierst.«

Das Fell des Tieres musste unversehrt bleiben, wäre es doch sonst unverkäuflich. Elga feuerte einen Schuss ab. Eine Elster fiel vom Himmel.

Manchmal erschien die Mutter, wenn sie so trainierten, um ihre Töchter mit unterdrücktem Zorn zum Melken abzukommandieren. Vergebens. Wenn sie in zusammenhanglosen Sätzen sprach, vereinzelt Worte ausstieß, wurde dies stets mit siebenstimmigem Hohngelächter quittiert, während der Vater der Mädchen brüllte: »Verdammich, Weib, ich bring den Mädels gerade das Überleben bei!«

*

Im Lauf der Jahre griff die Mutter zu immer gewaltsameren Mitteln, um ihre Kinder zur Mitarbeit bei den täglichen Aufgaben zu zwingen, zumindest aber die Kühe zu melken. Als der Vater wieder einmal in den Wäldern auf Bärenjagd war, zischte Laura nur »Weiberarbeit!« auf das Flehen der Mutter hin. »Ich will Künstlerin werden, nicht Dienstmagd«, schrie sie und stampfte mit dem Fuß auf. Elga wiederholte sogleich, was ihre Schwester über typische Frauenarbeit geäußert hatte, und meinte, sie würde eh Professorin werden. Da ergriff der Teufel von der Mutter Besitz. Sie packte Elga, zwang sie zu Boden, ließ sich selbst auf die Knie herab und gab dem Mädchen sieben kräftige Hiebe mit einem Holzseid auf das Hinterteil. Die Wangen der Mutter waren gerötet, sie japste laut, putschte sich anscheinend selbst an der Rohheit auf. Dann ging sie weiter und verabreichte den älteren Kindern Schläge mit dem Kochlöffel – kurze, harte Schläge in einem schnellen Rhythmus ins Gesicht, bis der Stiel abbrach und Blut von Lauras Ohr rann. Johanna und Tiina gaben sich dann aus reinem Trotz stoisch und lachten die Mutter weiterhin ungeniert aus, während Elga heulte; sie hatte noch nicht gelernt, die Tränen zu unterdrücken.

Doch der Tag würde kommen, an dem sie alle die geistige Stärke besäßen, ihren Schmerz bewusst auszublenden.

»Er kommt, Vater ist wieder da!«, rief Johanna von der Vortreppe aus, und sechs Schwestern kamen mit strahlenden Augen angerannt. Der Vater verströmte einen herrlichen Geruch nach Nadelwald, Schweiß und Bärenblut. Er marschierte geradewegs in die Küche, setzte sich in den wackeligen Sessel an der Feuerstelle, warf seine Jacke und den Pullover auf einen Stuhl und zog sich die Stiefel aus. Nadeln, Sand und Birkenlaub schüttete er einfach auf den Küchenfußboden. Sogleich krabbelte das Nesthäkchen Elga auf seinen Schoß und setzte sich auf den

blutigen Hosen zurecht, lehnte ihr Köpfchen gegen sein gelbschweißiges Unterhemd, aus dem raues Brusthaar hervorquoll, und schnupperte nach dem beruhigenden Schweißgeruch seiner Achselhöhle. Er vermischte sich mit der herben Ledernote seiner Stiefel. Der Vater stopfte seine Pfeife und zog begierig daran, während er das Streichholz an den Tabak hielt. Dann packte er das kleine Mädchen, setzte es auf seinen rechten Fuß und ließ es auf dieser selbstgemachten Wippe auf und ab hüpfen. Jetzt spürte Elga ihren von den Hieben der Mutter so geschundenen Hintern kaum mehr, als sie immer wieder hoch in die Luft gewirbelt wurde.

Hoppe, hoppe, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er, fällt er in den Graben, fressen ihn die Raben.

Und damit war die lieblose Behandlung der Mutter für diesmal vergessen.

Sowie sie morgens aufwachte, gesellte Johanna sich zu ihrem Vater auf die Vortreppe, der dort in einer Wolke aus Pfeifenrauch saß. Wie so oft war sein Blick auf die Baumwipfel und den blaugrauen Berg in der Ferne gerichtet. Er nahm die Pfeife aus dem Mund und witterte wie ein Raubtier in verschiedene Himmelsrichtungen; dann nickte er Johanna zu. Sie wusste, dass er ein inneres Gespür besaß, das ihm sagte, wo sich ein Bär aufhielt, selbst wenn er noch kilometerweit entfernt war. *Kann ich mit? Kann ich mit? Ja, das kannst du.* Es waren Momente wie diese, in denen sie beide ihre Jagdtasche packten und Johanna ihren sechs eifersüchtigen Schwestern zum Abschied winkte, dass sie ein herrliches Kribbeln im Bauch verspürte, weil ihre Macht in der Geschwisterschar dadurch doch zunahm. Johanna war mit dem Recht der Erstgeborenen besonders für die Rolle der Anführerin und als Oberhaupt geeignet, wie sie selbst fand; dazu bestimmt, in die Jagdgeheimnisse des Vaters

eingeweiht zu werden und seine telepathische Verbindung zu Bären zu erlernen. Der Vater kam immerhin so häufig mit einem erlegten Petz nach Hause, dass das grobfaserige, wohl-schmeckende Fleisch die Körper der Mädchen aufbaute und ihnen kräftige Armen und breite Schultern bescherte. Nur bei Elga wirkte der hohe Eiweiß- und Fettgehalt nicht, sie blieb schwächlich. Womöglich würde sich das in ein paar Jahren ändern, doch sie schien von einer anderen Art zu sein, wenn auch mit derselben Haarfarbe beschenkt. Ob sie überhaupt denselben Vater hatte?

Das Jagdglück des Vaters führte dazu, dass sich seine ganze Welt irgendwann nur noch um die Bärenjagd und die damit zusammenhängenden praktischen und mentalen Vorbereitungen drehte: Strategien, um eine gereizte Bestie zu überlisten. Würde er dieses Wochenende wieder mit einem erlegten Tier nach Hause zurückkehren? Immer häufiger vergaß er seine geliebten Mädels während der kurzen Zeit, die er auf dem Bauernhof zu-brachte. Weder sah noch hörte er sie, wenn sie im Kreis um ihn herumsaßen, während er die Büchsen reinigte, sie mit Luchsfett schmierte und Porter, das beliebte Starkbier, in sich hineingoss. Schon am nächsten Tag war er wieder fort.

Nachts lagen die Mädchen auf ihren Bärenfellen, wimmerten, sehnten sich und riefen im Schlaf nach ihrem Vater. In ihren Träumen kehrte er auf einem riesigen Braunbären reitend heim. Tanja und Aune lagen dicht beieinander und hielten sich an den Händen. Wenn Johanna nicht einschlafen konnte, legte sie sich in das Bett ihres Vaters und sog den Geruch seines Kopfkissens ein. Die Eltern hatten schon lange getrennte Schlafräume; die Mutter besaß ihren eigenen Winkel oben auf dem Dachboden. Dorthin aber wollte keine der Schwestern gehen, hing doch ihr penetranter, beißender Körpergeruch in der kleinen Kammer.

Erstickte Laute waren von dort oben zu vernehmen. Schrie sie etwa im Schlaf?

An Elgas zwölftem Geburtstag war der Vater auf der Jagd. Seinen Töchtern hatte er gesagt, er würde den verdrießlichsten Bären herausfordern, auf den er jemals gestoßen sei, und das unter solch gefährlichen Umständen, dass sie ihn diesmal nicht begleiten könnten. Erst recht nicht, da sie ihn ja instinktiv nachahmen würden. Daheim auf dem Hof verfielen sie in einen trübseligen Gang. Während des langen Wartens wurden ihre Spiele von Tag zu Tag rauer. Elga wurden Beine gestellt, Knüffe verpasst, Schnittwunden zugefügt, und sie wurde in eigens für sie bereitete Fallen gelockt. Als sie einmal die Tür zum Kuhstall öffnete, ergoss sich ihr eine demütigende Kanne Wasser über den Kopf. Klitschnass und frierend wurde sie von ihren Schwestern ausgelacht, und Johanna ätzte: »Geschicht dir recht, du widerliches kleines Hurenbalg!«

Nach dem tödlichen Unfall des Vaters verstummte das Freudegeheul auf dem Hof, es gab keine Ringkämpfe, kein Kuhfladen-Bingo mehr. Der Elchstutzen lag wie eine Reliquie mitten auf dem Küchentisch, die zentrale Präsenz der Waffe repräsentierte den Geist des Vaters im Raum. Keine der Töchter wollte das Bärenfleisch vom letzten Kampf des Vaters essen, so als handelte es sich um seinen eigenen Leib; stattdessen wurde es auf dem Markt verkauft. Das mit dem Blut des Vaters getränkte Bärenfell bewahrten sie auf. Der große Schädel des Bären mit dem kampflustigen Blick, die scharfen, gekrümmten Krallen an den Tatzen, all dies stand gleichzeitig für den größten Verlust ihres Lebens. Die grimmige Miene des Bären gab den Schwestern Orientierung für den Rest ihres Daseins.

Nach diesem Verlust konnte sie nichts mehr schrecken.

Trauer lag ihnen einige düstere Jahre lang schwer auf der Brust. Schleppend gingen sie auf dem Hof umher, für Spaß und Spiel hatten sie keine Kraft mehr. Nur wenn Onkel Veikko zu Besuch kam, um Sagen und Geschichten zu erzählen, hoben sich die Mundwinkel der Mädchen zu einem Lächeln, und sie lauschten ihm aufmerksam; ja, ihm gelang es sogar, ihre Mutter zu besänftigen. Zwischen der Mutter und ihren Töchtern stellte sich dann eine dringend erforderliche Feuerpause ein.

Veikko war schon weit über sechzig und nahezu blind; humpelnd stützte er sich auf einen kräftigen Stock. Doch erkannte er die Stimmen seiner Nichten wieder, wie sie durcheinanderredeten, meist ohne einander zuzuhören. Er begrüßte sie stets von der ältesten zur jüngsten: Johanna, die Zwillinge Tanja und Aune, Simone, danach die Zwillinge Tiina und Laura und schließlich die junge Elga. Wann immer Veikko es sich auf dem mit Biberfellen bedeckten Holzkasten in der Küche bequem machte – dort saß er stets, wenn er erzählte –, wurde seine Stimme klar.

»*Castor*«, sagte er und tätschelte das Fell. »Biber heißt auf Lateinisch *castor*.« Ja, das war wichtig zu wissen.

Die Schwestern legten Holz in den Ofen, und Tanja entfachte ein Feuer, das ruhig und ohne zu flackern brannte. Bärenfelle wurden ausgelegt; im Halbkreis saßen sie um ihren Onkel. Als er zu erzählen begann, klang es wie Gesang aus einer jungen Kehle. Der wohltonende Bariton, rhythmisch, wortlustig, und dann kam sie:

Die Geschichte. Sie trug sie davon.

Aune strahlte beim Zuhören immer die höchste Konzentration von allen aus; sie setzte sich ihrem Onkel stets gegenüber, ganz dicht, um sicherzugehen, auch ja jedes Wort, jede Betonung

und jede die Spannung steigernde Kunstpause mitzubekommen. Genauestens verfolgte sie die untermalenden Gesten der von Adern durchzogenen Hand mit dem blauen Daumennagel und dem verstümmelten Mittelfinger. Johanna lauschte, dann schloss sie die Augen. Ob sie schlief? Tiina saß im Schneidersitz und schnippte mit den Fingern, bevor sie die Beine ausstreckte und sich auf den Bauch legte. Böse glotzte Elga sie an. Als Tiina einen Liegestütz machte, versetzte Tanja ihr einen Schubs.

Jetzt zog ihr Onkel einen handgelenkbreiten Birkenstock aus seiner Tasche und begann rhythmisch zu schnitzen, während er sprach. Bären und Elche entstanden unter seinen Händen, nach seinem Tastgefühl; verinnerlichtes Wissen über Form und Maße, während er zu einer weiteren Geschichte ansetzte, die seine Nichten schon häufiger gehört hatten – den Mythos von der jungen Aino, die sich ertränkte, um nicht den bärtigen alten Barden Väinämöinen heiraten zu müssen, erbaten sich die Mädchen jedes Mal von ihm, wie kleine Kinder, die immer wieder nach demselben Märchen verlangten. Nun waren seine Zuhörer jedoch Teenager, von Elga – die noch keine dreizehn war – und Johanna – die ja bereits ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte – einmal abgesehen.

Wenn Veikko ihnen etwas Neues erzählte, baten sie ihn in der Regel vor seinem Aufbruch darum, ihnen noch eine ihrer Lieblingsgeschichten vorzutragen. »Wir möchten von Hagar hören, die man in die Wüste Sinai verbannt hat«, wünschten sich die Mädchen. Am besten aber gefiel ihnen die Erzählung von Lemminkäinens Mutter aus dem Kalevala-Epos, die den schönen Körper ihres ertrunkenen Sohnes wieder zusammenflickt und zum Leben erweckt hatte. »Es war einmal am Ufer des Flusses von Tuonela ... Dort saß sie mit ihrer heilenden Mutterhand auf dem leblosen nackten Leib, wo ...« In diesem Moment kam die wirkliche Mutter in die Küche und brach den Bann. Die Schwes-

tern seufzten gereizt. »Louhi, setz dich doch ein Weilchen zu uns«, bat Veikko seine Schwester mit sanfter Stimme. Doch sie schüttelte den Kopf; die strengen Falten in ihrem Gesicht aber glätteten sich, als sie ihren Bruder ansah. »Der Milchwagen kommt gleich«, erwiderte sie kurz angebunden.

Nachdem die Mädchen der rhythmischen Erzählstimme ihres Onkels zwei Tage lang unentwegt gelauscht hatten, von früh bis spät, ob mit Grillwurst in der Hand oder in der Sauna schwitzend, begleiteten sie ihn über eine Abkürzung durch den Wald nach Hause. Langsam tasteten sie sich voran; es war eine weite Strecke, und man konnte einen alten Mann nun mal nicht zu größeren Schritten bewegen. Dort, wo die Wege mit Stolperwurzeln übersät und die Hügel glatt und matschig vom Regen waren, trugen sie ihn abwechselnd über die Hindernisse. Wenn sie sich auf Baumstümpfen oder trockenen Grasbüscheln im Moor niederließen, damit er ausruhen konnte, spann er seine Geschichten weiter. Erzählte von Höhlen in dunklen, moosbewachsenen Felsblöcken, in denen früher Menschen gehaust hatten – flüchtige Gefangene und Landstreicher, ledige Frauen mit ihren unehelichen Kindern. Ja, er habe selbst mit dem Sohn der Waldhure gespielt und erinnerte sich noch lebhaft daran, wie sie sich ins tiefste Innere der kalt-feuchten pechschwarzen Dunkelheit einer Grotte gesetzt und darum wettgeEIFert hätten, wer von ihnen die schrecklichste Spukgeschichte zum Besten geben könne. In so einem Fall müsse man entsetzliche Einzelheiten zusammenfabulieren, bläute er den Mädchen ein.

Die Mutter des Jungen indes sei nicht etwa »Waldhure« genannt worden, weil sie gegen Bezahlung Männer empfangen habe, berichtete er, sondern weil sie schwanger vom Rektor der Dorfschule gewesen sei; sie war die Kammerjungfer seiner Frau. Als das herausgekommen sei, habe man sie hinausgeworfen, und sie sei überall auf Ablehnung gestoßen, als sie eine Miet-

wohnung in der Stadt suchte. Niemand wollte so eine Frau zur Nachbarin haben, wer könne schon wissen, ob das uneheliche Balg nicht womöglich ansteckend sei und andere Kinder gefährde! Deshalb also habe sie sich mit ihrem Sohn – wie so viele unverheiratete Mütter zuvor – in einer Grotte niedergelassen.

»Wollt ihr Sagen zum Besten geben, müsst ihr euch in Höhlen versammeln«, sagte Veikko, als sie ihre Wanderung wieder aufnahmen und er wie ein Junge auf Tiinas starken Schultern ritt, mit atemloser, hüpfender Stimme weiter von den freundlichen Wesen des Waldes erzählend, von Trollen, Kobolden und Elfen. Man bekomme sie selten zu Gesicht, doch wahre Freunde des Waldes begegneten ihnen gelegentlich. Der Wald könne natürlich auch todbringend sein, wenn ein Feuer oder ein Sturm darin wüte oder Meister Petz einen anfallte, aber eines sei gewiss, die Natur zumindest verurteile einen nicht wie die Menschen.

Auf dem langen Rückweg vom Haus des Onkels versuchte Aune die Erzählkunst Veikkos nachzuahmen und wurde von ihren Schwestern sogleich mit Flüchen bedacht. Nach zehn Kilometern protestierten sieben knurrende Mägen im Chor. Seit dem Frühstück hatten sie nichts mehr gegessen, und selbst das hatte nur aus einem gekochten Ei und einem steinharten Brotkanten bestanden. Der Gedanke, wie weit der Weg war, den sie immer noch vor sich hatten, quälte sie. Versuchte ihre Mutter sie etwa durch Hunger in die Knie zu zwingen? Das Leben als Witwe schien sie noch knauseriger gemacht zu haben.

Als die Geschwister schließlich wieder daheim ankamen, muhte das Vieh beunruhigt und stand im Mist, in der Küche stapelte sich kunterbunt das schmutzige Geschirr, und hohes Farnkraut hatte sich überall auf dem Grundstück ausgebreitet. Eine lange nicht mehr gewässerte gelb gewordene Monstera auf der Fensterbank klammerte sich an die feuchte Scheibe, als wollte sie sich durch das Glas pressen, nach draußen, als gierte sie nach frischer

Luft und Regen. Ihr Elternhaus wirkte verlassen, fremd, ja sogar bedrohlich. Laura, die nur selten mit Entschlossenheit ihre Meinung kundtat, kam mit einem drastischen Vorschlag: »Das Gemecker der Alten ist Gift für uns. Wir hauen ab in den Wald.«

»Ja, sie stürzt uns noch alle ins Verderben«, sagte Tanja. »Wir versammeln uns zum Widerstand! Wenn wir alles gründlich planen, können wir ...«

Tiina hieb die Faust auf den Tisch.

»Jaaa, wir gehn weg!«

»Was würde Veikko wohl dazu sagen?«, bemerkte Aune zaghaft.

»Vielleicht fi- finden wir ja Spuren unseres Vaters«, sagte Johanna, die nach dem Tod des Vaters zu stottern begonnen hatte. »Er hat mir einmal ein-ne K-Karte gezeichnet, auf der er unsre Rastplätze markiert hat.«

Das Stottern ärgerte sie, untergrub es doch ihre Autorität als Anführerin. Sie merkte sofort, dass sie den Respekt ihrer Familie, ihres Stammes einbüßte. Wie spöttisch die verfluchte Elga schon wieder grinste!

»Vater ist im Wald und beschützt uns«, sagte Simone eifrig. »Ich spüre, dass er uns Zeichen hinterlassen hat. Auf uns niederblickt. Gib uns göttliche Kraft, Vater!«

Elga sorgte wie üblich dafür, das letzte Wort zu behalten: »Die Kraft muss schon aus uns selbst kommen.«

Du kennst Finnland erst, wenn du in seinen tiefen Wäldern gewandert bist, wo die schön gealterten Coloradotannen hoch oben mit Porlingen bewachsen sind. Deshalb träumten die Schwestern davon, die prächtigen Wälder im hohen Norden zu sehen, in die sich nur eingefleischte Kenner des Waldes oder todesmutige Abenteurer wagen. Ich dagegen bin viel zu bequem und urban, um das spartanische und beschwerliche Leben der Schwestern zu führen – besonders das, was nun bevorstand. Um darüber schreiben zu können, habe ich mich intensiv mit der dortigen Flora und Fauna beschäftigt und vor allem die überlieferten Lebensschilderungen alter Samen studiert – sie wussten alles darüber, wie man sich die Schätze des Waldes für sämtliche Lebensnotwendigkeiten zunutze macht, wussten, wie man in Schnee und Kälte überlebt, und natürlich, wie man sich Tiere zum Freund macht oder aber sie als Nahrung erjagt.

Johanna hatte eine Wasserflasche und Reispiggen in den Rucksack gepackt, Tanja trug eine Thermoskanne mit Kaffee, einen Becher und Sauerteigknäckebrötchen. Tiina einen Flachmann, Streichhölzer, Birkenrindenstreifen und Schlingen.

Zehn Kilometer vom Hof entfernt erreichten sie Niskanpääs Hühnerstall, wo Johanna der jungen, gelenkigen Elga befahl, ins Hühnerhaus zum Federvieh und dem erstickenden Hühnermistgeruch zu kriechen, um so viele Eier zu stehlen, wie sie nur konnte, während die Älteren Schmiere standen. Die Kartons holten sie sich aus einem Schuppen direkt neben dem Stall.